

*Je älter man wird,
desto ähnlicher wird man sich selbst.*

Maurice Chevalier 1888-1972

Wilhelm R. Vogel

Der Lockruf des Pirols

**oder ein September im Leben des
Julius Wondraschek**

© **Wilhelm R. Vogel, 2018**

Autor: Dr. Wilhelm R. Vogel

www.wrvogel.eu

Buch-Projekt-Begleitung:
Dr. Manfred Greisinger, www.stoareich.at
Gestaltung des Covers: Lena Grafeneder

Druck und Vertrieb im
Auftrag der Autorin/des
Autors: Buchschmiede von
Dataform Media GmbH,
Wien
www.buchschmiede.com

ISBN

978-3-99070-828-6 (Paperback)

978-3-99070-829-3 (Hardcover)

978-3-99070-830-9 (E-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile,

ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors un-
zulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische
oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbrei-
tung und öffentliche Zugänglichmachung.

Vorwort des Autors

Die vorliegende Erzählung ist, nach einer Reihe von Kurzgeschichten, mein erster längerer belletristischer Text. Ich bedanke mich bei meiner Familie, insbesondere bei meiner Frau Theres und meiner Tochter Constanze, für deren Verständnis, bei meiner Schwester Ursula Vogel für die wertvollen Diskussionen, ebenso bei meiner Tochter Lena Grafeneder für deren Kommentare aus der Sicht einer jüngeren Generation und natürlich für ihre tolle Gestaltung des Covers. Bei Maria Deweis bedanke ich mich für das akribisch-verständnisvolle Lektorat. Ebenso bedanke ich mich bei Manfred Greisinger von der *Edition Stoareich /PR*, der mich bei der Veröffentlichung begleitet hat.

Sollte sich jemand für meine weiteren Arbeiten interessieren, lade ich zum Besuch meines Internetauftrittes ein: www.wrvogel.eu

Die vorliegende Erzählung ist weitgehend reine Fiktion. Der Bericht über die letzten Berufsjahre von Julius wurde etwa fünf Jahre vor Beginn meines eigenen Ruhestandes geschrieben und beruht vor allem auf Berichten von Menschen meiner näheren und weiteren Umgebung. Meine eigenen Erfahrungen sind deutlich besser, auch wenn ich feststellen musste, dass es einiger Anstrengung

bedarf, um ein Berufsleben gut zu Ende zu bringen. Die Beziehungen von Julius sind reine Erfindungen, gleiches gilt für die Kriminalgeschichte. Auch alle Personen sind fiktiv.

Die Geschichten in der Straßenbahn habe ich fast alle selbst erlebt.

Den potenziellen Konflikt zwischen naturwissenschaftlicher und religiöser Erkenntnis nehme ich als wichtiges, aber kaum mehr angesprochenes gesellschaftliches Thema wahr, obwohl damit in den verschiedenen Kulturkreisen sehr unterschiedlich umgegangen wird. Das Spannungsfeld zwischen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen und pseudowissenschaftlichen bzw. esoterischen Erklärungen gewinnt meiner Meinung nach zunehmend an Bedeutung. Die globale Tendenz, „Fakten“ bloß nach deren Nützlichkeit und nicht nach ihrem Wahrheitsgehalt zu bewerten, sehe ich als große Herausforderung für die Zukunft.

Am Ende des Buches finden Sie ein Glossar, in dem einige Begriffe, vor allem aus dem österreichischen Sprachgebrauch, erklärt werden.

Montag, 1. September

Julius mochte keine Begräbnisse. Mit zusammengekniffenen Lippen stand er da und beobachtete die beiden Totengräber, die Erde in das frische Grab schaufelten. Die Körper der beiden Männer hoben und senkten sich abwechselnd und erinnerten ihn an die Erdölpumpen im nahe gelegenen Marchfeld, die als dunkle, einsame Gesellen in der flachen Landschaft unermüdlich ihren Dienst verrichten und den Lebenssaft unserer Gesellschaft aus den vergessenen Tiefen heraufbefördern. Einen Saft, der von Lebewesen stammt, die vor Millionen von Jahren die Oberfläche der Erde bewohnten und deren Tod uns jetzt ein Leben in lärmendem und hektischem Luxus ermöglicht. In der Natur ist alles auf Kreisläufe ausgerichtet, weder Materie noch Energie verschwinden – nur das Individuum bleibt auf der Strecke. Und diesmal hatte es seinen Freund Sebastian getroffen.

Eigenartig, dachte Julius, für mich als Naturwissenschaftler ist der Tod, so schrecklich er ist, eine Konsequenz der Evolution. Ohne Tod keine Weiterentwicklung; das Alte muss dem Neuen Platz machen. Damit muss man leben und eben sterben. Aber wie ist das bei den Gläubigen, die an einen allmächtigen und sich in alles einmischenden Gott glauben? Warum loben und preisen diese

selbst bei Begräbnissen Gott, der ihnen einen geliebten Mitmenschen genommen hat? Warum, überlegte Julius weiter, wird das nicht als Ärgernis gesehen? Warum gab es bei Begräbnissen nie Protest gegen die göttliche Entscheidung? War es Gleichgültigkeit, war es Angst, oder nahmen selbst die Gläubigsten an, dass man ihnen da oben ohnehin nicht zuhören würde?

Wütend trat er gegen einen Stein, ohne zu wissen, gegen wen sich seine Wut richtete. Gegen einen Gott, der ihm seinen besten Freund genommen hatte und an den er nicht glaubte, oder gegen seine Mitmenschen, die glaubten, diesen Gott dafür auch noch lobpreisen zu müssen?

Die anderen Trauergäste waren schon gegangen und ein gelegentliches Rascheln, die schwarze, schattenrissartige Gestalt einer Krähe, die über den Weg glitt, oder ein Eichhörnchen, von dem er aber nie mehr sehen konnte als den gerade hinter einem Baumstamm verschwindenden buschigen Schwanz, machten ihm bewusst, dass der Friedhof nicht nur den Toten gehörte.

Er dachte an Sebastian, der jetzt da drüben in einer Holzkiste unter der Erde versank. Nach Angaben der Polizei war er aus dem Fenster eines Hotels gesprungen. Freiwillig, was für Julius unvorstellbar war.

Hätte er ein Abschiedsschreiben hinterlassen, hätte man von schrecklichen Schmerzen gewusst

oder hätte er sich in ärztliche Behandlung begeben und damit einem seelenkundigen Arzt die zerstörerische Krankheit in seinem Inneren kundgetan, dann hätte er es den Hinterbliebenen ermöglicht, seine Entscheidung zumindest nachzuvollziehen. Aber offenbar war nichts davon geschehen. Sebastian war für seine siebzig Jahre ausgesprochen gesund und voll von Plänen für die Zukunft gewesen. Er hatte Geld für ein neues Fernrohr gespart und wollte damit im Herbst ein paar Wochen in einer billigen Pension am Neusiedlersee verbringen, um dort Vögel zu beobachten. Jahrelang hatte er davon geträumt. Undenkbar, dass er freiwillig darauf verzichten hätte wollen.

Auch als sein bester Freund konnte Julius natürlich nicht alles wissen. Aber selbst wenn er davon ausging, dass Sebastian an einer tiefen und unmerkten Verzweiflung gelitten hatte, blieb immer noch die Art seines Todes unverständlich. Schlafmittel hätten vielleicht zu dem in sich gekehrten, schüchternen Mann gepasst. Selbst ein Aufschneiden der Pulsadern im warmen Wasser der Badewanne wäre schon viel zu spektakulär gewesen. Aber dass er sich, etwa zwanzig Gehminuten von seiner Wohnung entfernt, aus dem Fenster eines Hotelzimmers im zehnten Stock gestürzt haben sollte, war gänzlich unverständlich. Und warum, um alles in der Welt, hatte er dies völlig nackt getan?

Was aber waren die Alternativen? Ein Unfall?

Aber schloss nicht gerade Sebastians Nacktheit jede Art von Unfall aus? Und wenn es weder Selbstmord noch ein Unfall war – was war es dann, etwa Mord? Aber wer sollte Interesse am Tod eines alten Hobbyornithologen haben, der kaum Geld hatte? Und darüber hinaus: Wer sollte Interesse daran haben, diesen Tod derart spektakulär zu inszenieren?

Julius würde das Rätsel nicht hier auf dem Friedhof lösen. Die Friedhofsarbeiter hatten ihre Arbeit beendet, den Rest würde wohl einer der kleinen Bagger übernehmen, die er beim Herkommen gesehen hatte. Ihn schmerzten die Beine. Sicher waren sie wieder angeschwollen. Er konnte einfach nicht mehr so lange stehen wie früher. Zwischen den Gräberzeilen ging er über Gras und knirschenden Kies. Ein Spaziergang durch den alten jüdischen Friedhof würde ihm gut tun.

Dieser Teil des Wiener Zentralfriedhofs, mehr Wald als Park, war eine Welt für sich. Die alten Grabsteine verschwanden zwischen Bäumen und unter dicken Schichten von Efeu. Selten kam jemand in diesen alten Teil des Friedhofs und keine nach jüdischer Sitte abgelegten Steine kündeten davon, dass Angehörige die Gräber besuchten, in denen die Toten auf das Kommen des Messias und auf ihre Auferstehung warteten. Ein mörderisches Regime hatte, unterstützt von großen Teilen der Bevölkerung, jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger vertrieben, verschleppt und ermordet.

Einmal vor langer Zeit hatte er mit Sebastian das Grab von dessen Eltern besucht, welches jetzt auch seine letzte Ruhestätte geworden war. Einen langen Nachmittag waren sie damals auf den Steinblöcken der Granitumfassung gesessen und hatten eine Flasche Blauen Portugieser, den Lieblingswein von Sebastians Vater, geleert. Dass sein Vater dabei anwesend war und sich mit ihnen freute, daran hatte es für Sebastian nie den geringsten Zweifel gegeben. Wie gern würde auch er das glauben und gelegentlich ein Glas mit dem toten Sebastian trinken! Aber für ihn gab es nach dem Tod nichts, was zurückbleiben würde. Ausgeschieden – skartiert – wie er als Beamter es nannte, auch wenn er seit zwei Monaten nicht mehr aktiv im Dienst war.

Beamter ist man auf Lebenszeit. Man könnte schließlich auch jederzeit aus dem Ruhestand in den aktiven Dienst zurückberufen werden. Theoretisch zumindest – wenn es für das Wohl des Staates dringend erforderlich wäre.

Hofrat Julius Wondraschek, stets zu Diensten! Julius nahm unwillkürlich für einen Augenblick eine stramme Haltung an. Zwar bestand nur eine geringe Chance, dass man ihn je wieder brauchen würde, aber auch damit konnte er leben. So würde er seinen Ruhestand eben in Ruhe genießen. Seiner Nachfolgerin, sie hieß Regina, hatte er das Versprechen abgenommen, dass sie ihn erforderlichenfalls anrufen würde. Aber sie schien sehr gut

alleine zurechtzukommen: Der Anrufbeantworter, den er sich eigens für diesen Zweck gekauft hatte, schwieg beharrlich.

„Ich werde im Büro nicht mehr benötigt. Meine Zeit ist abgelaufen, ich wurde mit dem vorgesehenen Stichtag durch eine andere Person ersetzt. Dass das so reibungslos ging, das ist nicht zuletzt mein Verdienst.“ Oft schon hatte sich Julius das wie ein Mantra vorgesagt. Aber immer war eine gewisse Unzufriedenheit geblieben. Man verliert seine Bedeutung eben nicht von einem Tag auf den anderen. Wenn er mit dem Erreichen seines fünf- undsechzigsten Geburtstags entbehrlich geworden war, so war er das wohl auch schon vorher gewesen, vielleicht Jahre vorher. Und vielleicht hatte man bloß darauf gewartet, dass er endlich ging – der Alte, der so manchen Neuerungen im Weg gestanden war. In den letzten Jahren war er zunehmend entmachtet worden. Auch wenn er gute Miene zu diesem Spiel gemacht und vorgegeben hatte, es nicht zu bemerken, so waren ihm doch die manchmal schadenfrohen, meist aber mitleidigen Blicke seiner Kollegen und Mitarbeiter nicht entgangen.

Julius fühlte eine leichte Übelkeit in sich aufsteigen. Wenn es etwas gab, was er nicht ausstehen konnte, dann war es Selbstmitleid, und wenn es jemanden gab, bei dem er es am wenigsten ausstehen konnte, so war er es selbst. Er zwang sich, aufrecht zu gehen und tief zu atmen. Langsam ging es

ihm wieder besser. Er versuchte auf andere Gedanken zu kommen, aber vergeblich.

Jeder Mensch ist im Grunde entbehrlich, sagte er sich. Also war auch er immer schon entbehrlich gewesen. Hätte er vor zehn Jahren einen tödlichen Unfall gehabt, so wäre das Leben für die anderen eben ohne ihn weitergegangen. So offensichtlich das war, so schwer war es, das Offensichtliche auch zu akzeptieren. Natürlich war auch Sebastian entbehrlich. Denen, welche ihn gekannt hatten, würde er fehlen. Aber auch sie würden ihn langsam vergessen, bis sie eines Tages selbst stürben. ‚I don't like it but I guess things happen that way‘ – Johnny Cash hatte er schon lange nicht mehr gehört. Jetzt hätte er wieder Zeit dazu.

Julius ging an den Ehrengräbern vorbei. Viele der hier Begrabenen hatte er noch selbst erlebt: Präsidenten, Minister und Bürgermeister von Wien. Dass bei manchen der Funktionsbezeichnungen ein ‚a.D.‘ nachgestellt war, fand er erstaunlich. War doch kaum anzunehmen, dass einer der hier begrabenen Minister noch ‚im Dienst‘ sein könnte.

Er verließ den Wiener Zentralfriedhof durch das 2er-Tor, um auf eine Straßenbahn der Linie 71 zu warten.

Warm war es an diesem 1. September. Ein Werbeplakat der Bestattung Wien lud zum Probeliegen in den Särgen ein und tief über der Stadt hingen

bleifarbene Wolken. Julius schwitzte in seinem schwarzen Anzug, der langsam die letzten Reste seiner ehemaligen Form verlor. Ein Nieselregen setzte ein, brachte aber kaum Abkühlung. Aus dem nahen Krematorium stieg Rauch auf. Wenn man verbrannt wird, dachte er, dann entschwindet ein Großteil des verbrannten Körpers durch den Schornstein und schwebt davon – über die Stadt, über die Berge und irgendwann auch über das Meer. Nur ein kleiner Teil bleibt als Asche zurück und wird mit der Urne beigesetzt. Vielleicht sollte er sich doch verbrennen lassen, wenn es einmal so weit war?

Endlich kam der 71er. Mühsam wuchtete Julius seine auf einen Meter achtzig verteilten 120 Kilogramm über die Stufen der Straßenbahn hinauf. Durch den Regen war es jetzt noch schwüler als vorher. In der Straßenbahn empfing ihn eine Wolke aus Schweiß, Knoblauch, Parfüm und Alkohol. Er war wieder unter den Lebenden.

Julius sah sich um. Der Waggon war ziemlich voll, einige Leute standen, aber neben einer älteren Dame war noch ein Sitzplatz frei. Erschöpft ließ er sich auf den Sitz fallen. Da die Straßenbahn nicht viel Abwechslung bot, beobachtete er seine Nachbarin aus dem Augenwinkel. Die Dame war um vieles schlanker als er und etwa genauso alt. Sie trug einen Pelzmantel, was bei diesem Wetter ziemlich ungewöhnlich war, und sie war dafür, dass sie einen Pelzmantel trug, ziemlich schlecht

frisiert. Julius hatte den Eindruck, dass sie unter dem Mantel nackt war, was ihn in wohlige Aufregung versetzte. Zuerst hielt er diesen Gedanken bloß für ein Hirngespinnst, wunderbar geeignet, um die Fahrt mit der Straßenbahn kurzweiliger zu gestalten. Aber als sie den Rennweg entlangfuhren, verrutschte der Mantel seiner Sitznachbarin immer wieder und er musste zu seiner großen Überraschung und zu seiner Verwirrung feststellen, dass die Venus im Pelz an seiner Seite tatsächlich nichts darunter anhatte. „Wie Gott sie geschaffen hat“, konstatierte er für sich, nachdem er in der leichten Kurve bei der Schnellbahnstation ihrer Schamhaare ansichtig geworden war.

Julius zwang sich, geradeaus zu sehen. Er tat dies natürlich vor allem aus Gründen der Schicklichkeit, aber auch, weil seine Augen, der ungewohnten Anstrengung des unauffällig nach Rechts-unten-Schielens bereits überdrüssig geworden, zu schmerzen begannen. Noch bevor die Straßenbahn den Schwarzenbergplatz erreicht hatte, stand er auf, stellte sich zur Tür und hielt zur Entspannung vorerst einmal die Augen geschlossen.

Als Beamter hatte Julius gelernt, politisch korrekt zu denken. „Gibt es nicht!“, dachte er daher nach dem Aussteigen. Ältere Damen fahren nie und unter keinen Umständen mit nichts als der Haut unter ihrem Pelzmantel mit Straßenbahnen. Bei älteren Herren hingegen reißt sich die Fantasie

mitunter los und galoppiert dann, angefeuert vom Wunschdenken ihres Eigentümers, ungezügelt davon. Vielleicht sagte er gerade deshalb, und weil er das Bild des rötlich-blonden und schon etwas schütterten Schamhaarurwaldes noch so genau vor Augen hatte, auf dem Weg zum D-Wagen trotzig „Und sie war doch nackt!“ vor sich hin; leise zwar, aber nicht leise genug, wie er dem pikierten Blick einer ihm entgegenkommenden Dame entnehmen konnte.

Gesetzt den Fall, überlegte er weiter, es ist tatsächlich so, wie ich es wahrgenommen zu haben glaube. Was mochte die Frau dazu bewogen haben, nackt mit der Straßenbahn zu fahren? War sie einfach verwirrt? Wollte sie sich oder anderen beweisen, dass sie den Mut hatte, etwas Verrücktes zu tun? Hatte sie etwas gewettet oder war sie einfach eine Exhibitionistin auf dem Weg zu einer Schule – es könnte natürlich auch ein Altersheim sein – um dort in einem unerwarteten Augenblick ihren Mantel zu öffnen? Gab es überhaupt weibliche Exhibitionistinnen? Junge möglicherweise, aber die waren sozial gut integrierbar und konnten sogar ein gewisses Einkommen aus ihrer Neigung heraus lukrieren. Aber alte? Gab es ältere Exhibitionistinnen, so ab sechzig, und wären deren Zielgruppe vielleicht die Greise und Halbgreise der Seniorenheime, welchen sie an versteckten Stellen auflauerten und die sie durch ein Öffnen ihres Mantels zu schockieren trachteten? Und würden

diese Männer dann kreischend davonhumpeln und die versteckten Stellen fortan meiden, oder würden sie sich im Gegenteil dort vermehrt herumtreiben, immer in der aufgeregten Hoffnung auf Belästigung? Vielleicht würden sie diesen Tipp sogar weitergeben und so zu unerklärlichen Ansammlungen alter Männer an bestimmten Orten führen.

Julius hatte nie verstanden, dass es Menschen geben konnte, die das Straßenbahnfahren langweilig fanden. Aber vielleicht lag es daran, räumte er sich selbst gegenüber ein, dass er alleine lebte und die Gesellschaft, die er in der Straßenbahn fand, dazu ein guter Ausgleich war. Nicht immer angenehm freilich, oft auch lästig, manchmal deprimierend, aber immer kurzweilig und oft auch, wie an diesem Tag, aufregend. Vielleicht waren all die anderen, die sich in ihren Blechkarossen einsam durch die engen Straßen quälten, im Privatleben oder im Berufsleben, oder gar in beiden Lebensbereichen, sozial so stark gefordert, dass sie sich nach diesen kurzen Gelegenheiten einer abgeschirmten Atmosphäre sehnten? Und vielleicht reagierten sie deshalb auch so heftig, wenn sie einander dann doch in die Quere kamen?

Bei einem Zeitungskiosk blieb Julius stehen und studierte das Angebot. Die Nachfrage nach Information über Politik, Technik, Gesundheit, Natur und Literatur konnte er nachempfinden, auch das Bedürfnis nach Sexzeitungen und sogar das nach

Modejournalen verstand er. Aber warum die Seitenblickbranche so boomte, würde ihm ein ewiges Rätsel bleiben. Absolute Banalitäten, die er sogar bei seinen besten Freunden ignorieren würde, wie Laufmaschen, unpassende Frisuren oder gelegentlich ein verschlafenes Aussehen, wurden vor einem zahlungswilligen und offensichtlich höchst interessierten Publikum breitgetreten. Zeitschriften gaben ein Vermögen dafür aus, dass Paparazzi in das Privatleben ihrer Opfer eindringen. Gesetze zum Schutz der Privatsphäre waren kein Thema, die Sozialpornografie boomte. Mehrere Titelseiten berichteten von einer prominenten jungen Dame, die mit einem Wasserglas in der Hand abgebildet war. Wasser statt Wein! Seitdem rätselte offenbar die Welt über eine mögliche Schwangerschaft. Julius mutmaßte, dass die Berichterstatter mehr über die Reichen und Schönen zu berichten wussten, als diese selbst von sich ahnten. Natürlich musste auch das alte Wer-hat-wohl-mit-wem-Spiel herhalten.

Kopfschüttelnd bestieg er den D-Wagen. Er hatte vor, Maria einen Besuch abzustatten. Von allen seinen Freunden stand ihm Maria am nächsten. Sie war auch die Einzige, die ihm nicht nur geistig zugetan war. Und sie kannte sich mit Menschen aus wie keine andere - und mit Spinnen natürlich. Maria war Spinnenforscherin.

Aufgewühlt von der Erinnerung an die nackte Frau und vom Spintisieren darüber fuhr er die

Ringstraße entlang und betrachtete die Prachtbauten mit den davor geparkten lange Reihen von Reisebussen, welche Menschen aus ganz Europa nach Wien brachten, damit diese die Schönheit der Stadt bewundern und ihre Einkäufe tätigen konnten. Oft schon hatte Julius die Vermutung geäußert, dass Ersteres bloß der Vorwand, Letzteres aber der tiefere Sinn dieser transkontinentalen Massenwanderungen war. Ein Sinn, den er jedoch nicht verstand, da sich, seiner oberflächlichen und, wie er sich selbst eingestand, inkompetenten Einschätzung nach, die Gegenstände, die man in den Tempeln der modernen Einkaufskultur erwerben konnte, nicht von denen unterschieden, die in anderen Ländern von den gleichen international agierenden Ketten feilgeboten wurden.

Bei der Station Althanstraße stieg er aus, ging an einer modernen Edelstahlskulptur vorbei, die, wie ihm Maria verraten hatte, eine auffliegende Graugans darstellte, und quälte sich die Stiegen zum Biozentrum hinauf – die Rolltreppe war, wie so oft, außer Betrieb. Eine kurze Runde führte ihn beim Elefantenskelett vorbei, von dem die Mär umging, es brächte Glück in der Politik, wenn man eine Nacht schlafend darunter verbracht hatte.

Wie meistens fand er Maria im Exotarium. Das Exotarium war eine Art Wintergarten, jedoch mit dem Unterschied, dass man nichts unversucht gelassen hatte, um das Klima unangenehm zu gestalten. Beinahe 100 Prozent Luftfeuchtigkeit und

mindestens 25 Grad Lufttemperatur sorgten für tropische Bedingungen. Erschöpft vom Stiegensteigen ließ er sich in einen Fauteuil sinken und sah Maria zu, wie sie mit ihren weinroten, hochgesteckten Haaren und im weißen Arbeitsmantel die Käfige kontrollierte. Diese waren zu hohen Türmen gestapelt, zwischen denen sie wie in den Häuserschluchten einer Großstadt umherging. In den Wohnungen dieser Großstadt lebten Spinnen unterschiedlicher Größe und unterschiedlichen Aussehens. Aber auch außerhalb der Käfige bewegten sich viele dieser Tiere, was niemanden zu stören schien. Selbst in den weiter entfernten Gängen des Biozentrums hatte Julius gelegentlich Zebraspinnen gesehen, die – kinderhandteller groß – unbewegt an der Decke klebten und dort auf irgendetwas warteten. Auf ebenfalls entflohene Heimchen vielleicht, die man niemals sehen, aber deren einsame Gesänge man im ganzen Gebäude hören konnte? Innerhalb des Exotariums waren es die Vogelspinnen, die ihn am meisten beeindruckten. Von der Größe der Hand eines Erwachsenen, voll von Haaren, mit einer Unzahl von Augen und mit ihren beiden Giftklauen saßen sie unbewegt in dunklen Nischen oder zogen mit berechnender Langsamkeit ihre Bahnen durch den Raum. Auch andere Tiere belebten diese urbane Wildnis. Große dunkle Schaben etwa, daumengroß und mit ebenso langen Fühlern, welche zaghaft bewegt aus Ritzen und Spalten herauslugten, ohne dass man von dem Tier selbst etwas sehen konnte, dominierten